



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Louis Schneiders Memoiren : 2. Schneider über A. v. Humboldt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sagt ein anderer seiner Minister (Cibrario), „bei der Discussion der Staatsangelegenheiten eine Feinheit, einen Scharfsinn, welche diejenigen, die ihn nur als einen tapfern, gutmüthigen und populären Monarchen kennen, in das höchste Staunen versetzen. Ich kann Ihnen versichern, daß Victor Emanuel eine außerordentliche Regentenweisheit besitzt, verbunden mit einem unfehlbaren Scharfblick und dem feinsten Tacte, und daß der beste Theil der Thronreden wie der diplomatischen Actenstücke meist seiner Initiative zu verdanken ist.“ Dabei verstand er es, trotz aller Geringschätzung äußeren Ceremoniells und höfischer Sitte, erforderlichen Falls mit dem edeln und gebietenden Anstande angeborner Majestät aufzutreten.

Kein Wunder, daß der Name Victor Emanuel, der so eng und unauslösllich mit den großen Ereignissen der neuesten Geschichte Italiens verknüpft war, zum nationalen Banner, zum Feldgeschrei aller Parteien wurde, und daß die Nation in dem verehrten Könige die Verkörperung des nationalen Gedankens, das Fleisch und Blut gewordene Ideal ihrer politischen Hoffnungen erblickte. Es ist ihm in dem kurzen Zeitraume von 20 Jahren gelungen, den alten Traum der italienischen Patrioten zu verwirklichen, das einheitliche Nationalreich Italien nicht nur zu schaffen, sondern es auch so zu festigen, daß ihm nach menschlichem Ermessen eine lange Dauer beschieden ist. War er dabei vom Glücke begünstigt wie selten ein Fürst, hat ihm der Himmel die trefflichsten Helfer zu seinem großen Werke gesandt, so hat er diese Gunst des Schicksals auch ausgezeichnet zu benutzen verstanden. Und war er nicht in jedem Sinne des Wortes ein großer Mann, waren seine Neigungen nicht alle edelster Art, sein Privatleben nicht tadellos, so dürfen wir doch mit dem Dichter von ihm sagen, daß er „jeder Zoll ein König“ war.

Aus Louis Schneiders Memoiren.

2. Schneider über A. v. Humboldt.

Auf den ersten Band der Schneiderschen Memoiren, den wir in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs d. Bl. anzeigten, ist rasch der zweite gefolgt, welcher ebenfalls eine gute Anzahl von Erinnerungen enthält, die allgemeines Interesse beanspruchen, bei welchem aber noch mehr wie bei jenem die Schwächen dieser Aufzeichnungen, breite Redseligkeit und Weitsehweifigkeit, hervortreten, und in

welchem wir auch dem Uebelstande häufiger begegnen, daß dieselben Thatfachen, die der Verfasser in dem einen Aufsatze erzählt, in dem folgenden, ja bisweilen noch in einem dritten wieder berichtet werden, und daß andererseits oft auf fernere Mittheilungen und darunter auf solche verwiesen wird, die vom Autor nur beabsichtigt, aber nicht niedergeschrieben, wenigstens nicht in die vorliegende Sammlung aufgenommen worden sind. (Vgl. S. 205 Anm.) Würde daher eine Uebersetzung, die hier ausgeschlossen, dort ergänzt hätte, dem Buche wesentlich zu gute gekommen sein, und ist es zu bedauern, daß sie unterblieben ist, so bleibt das Buch dessen ungeachtet eine willkommene Gabe; denn auch hier wieder erfreuen neben der Befähigung des Verfassers, Dinge und Personen wohl zu beobachten und festzuhalten, die Ehrlichkeit, der tapfere königstreue Sinn, der stramme preussische Patriotismus und der gesunde, nur bisweilen etwas flache Humor, die aus dem ersten Bande zu uns sprachen.

Die ersten drei Abschnitte führen uns in die Revolutionszeit von 1848 zurück und geben ein lebendiges Bild von den Thorheiten und Gemeinheiten, denen sich ein großer Theil der Berliner in diesen aufgeregten Tagen überließ, und von den Verfolgungen, denen alle damals ausgesetzt waren, die nicht in das Horn der Führer der Bewegung zu blasen geneigt waren oder gar denselben entgegenzuwirken den Muth besaßen. Die Rolle, die Schneider nach seinen Berichten hierbei auf dem Theater und außerhalb desselben inmitten vieler Verzagten gespielt, die Unerforschlichkeit, mit der er seine Gefinnung allen Bedrohungen und Gefahren gegenüber öffentlich bekannt hat, das Geschick, mit dem er den Wählern entgegengetreten ist, sind in hohem Grade anerkennenswerth und lassen uns gern über kleine Schwächen, die neben so rühmlichen Eigenschaften hergehen, hinwegsehen. Sehr wacker hält er sich als Schauspieler im Vergleich mit ängstlichen Vorgesetzten und abtrünnigen Collegen. Ein Muster volksthümlicher Beredsamkeit ist die im Kapitel „Rakennusiken“ S. 61 ff. mitgetheilte Stegreifrede, die er im Posthose in der Dranienburger Straße vom Dache eines Postwagens herab an die versammelten Landwehrmänner Berlins gehalten hat, um gegen die Antriebe der Braßschen Rotte zu wirken, und mit der er diese Antriebe in der That lahmlegte. Höchst anschaulich ist die Schilderung der Rakennusik, die ihm dafür zu Theil wurde, und der Nachstellungen, Mißhandlungen und Beleidigungen, mit denen er für seine furchtlose Opposition gegen die Helden der Clubs büßte, Beleidigungen, die ihm dann bis auf die Hamburger Bühne folgten, und die ihn dort (vgl. S. 110 ff.) veranlaßten, der Bühne auf immer Valet zu sagen. Seine Stimmung während dieser Auftritte giebt der Verfasser so vortrefflich wieder, daß wir dieselben gewissermaßen mit ihm erleben. Von geringerem Interesse ist der vierte Abschnitt, in welchem der Autor erzählt, wie er das preussische Heer während des Feldzuges in Schleswig be-

gleitete, sehr werthvoll dagegen wieder die Reihenfolge seiner Erlebnisse, die er in den Abschnitten: „Am Hoflager König Friedrich Wilhelms IV.“ und „Als Vorleser“ vor uns entwickelt. Sie umfassen die Jahre 1848 bis 1857 und enthalten eine große Anzahl charakteristischer Züge aus dem intimen Leben des genannten Fürsten und seiner Umgebung, die der Verfasser in seiner Stellung als Vorleser des Königs zu beobachten Gelegenheit hatte, und von denen einige neu, andere zwar im Allgemeinen bekannt, aber in dieser Bestätigung durch einen von den höchsten Zirkeln ins enge Vertrauen gezogenen und nach der ganzen Art und Weise, wie er sich giebt, richtig empfindenden und zuverlässigen Mann immerhin beachtenswerth sind. Von besonderer Bedeutung sind hier die Uebersicht über die Stoffe, worüber Schneider, nachdem er sein Programm dem Könige zur Auswahl unterbreitet, vorzutragen pflegte (S. 363), und nächst den Beiträgen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms und anderer Fürstlichkeiten das, was er über A. v. Humboldt sagt. Ein weiteres Kapitel behandelt die Begegnung, die er in den Jahren 1850 und 1852 mit Mademoiselle Rachel am preussischen Hofe hatte, und auch hier (z. B. S. 377 ff.) finden wir wieder verschiedene charakteristische Mittheilungen. Der letzte Abschnitt endlich „Eine Kurierreise mit Hindernissen“ ist eine Humoreske der ergößlichsten Art, worin der Verfasser die komischen Abenteuer beschreibt, die er und eine Kieszentasche mit Depeschen und Briefen während einer Tour erlebte, auf der er 1851 dem Könige nach Warschau folgte.

Wir haben bei der ersten Besprechung der Schneiderschen Memoiren das Buch durch Gruppierung einer Auswahl von Stellen, die eine bestimmte Persönlichkeit betrafen, von sich selbst eine Probe geben lassen; wir wollen das auch diesmal thun, und zwar wählen wir dazu die Partien, in welchen der Autor seine Beziehungen zu Alexander v. Humboldt schildert und sein Urtheil über den Vielgefeierten als Menschen abgiebt. Dies Urtheil, so sehr es manchen Leser frappiren wird, ist jedenfalls ein wohlbegründetes. Die Beweise, die Schneider beibringt, sind unwiderlegbar und stimmen mit anderen Notizen, die wir von unbefangener Seite erhalten haben, im Wesentlichen überein. Dagegen ist das, was der Verfasser den Cabinetsrath Niebuhr auf S. 245 über Humboldts wissenschaftliche und literarische Bedeutung äußern läßt, so allgemein wie dort hingestellt, eine zu starke Behauptung, die sich nur mit dem Verdrusse über das Allwissenheits- und Unfehlbarkeitsbewußtsein des Mannes, sowie über dessen Sucht, in Gesellschaft allein zu reden und zu gelten, erklären läßt, und die nur dann zutreffen würde, wenn sie sich auf einen Theil seiner Schriften, z. B. gewisse Partien des „Kosmos“, beschränkte.

Humboldt ist eins der großen Lichter der Liberalen, einer der Götternamentlich der Demokratie von der jüdisch angehauchten Sorte. Andere Kreise

haben über ihn als Menschen längst anders geurtheilt. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, was Bismarck in Buschs Buch (Band 2, S. 80 ff.) vor und nach der köstlichen Anekdote vom frevelhaft vereitelten Redeausführung: „Auf dem Gipfel des Popocatepetl“ über ihn bemerkt. „Es war dem alten Herrn sehr verdrießlich, wenn er nicht (in der höflichen Gesellschaft) das Wort führen konnte.“ — „Die Liberalen haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt. Aber er war ein Mensch, dem Fürstengunst unentbehrlich war, und der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien. Das hinderte nicht, daß er hernach mit Barmhagen über den Hof raisonnirte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte.“ Die liberale Presse hat diese Aeußerung dem Kanzler erschrecklich übelgenommen; sie konnte oder wollte eben nicht von der Legende, der hergebrachten Auffassung ihres Heros lassen, obwohl die Barmhagenschen Denkwürdigkeiten dem Minister vollkommen Recht gaben. Hier, bei Schneider, finden wir nun weitere Bestätigung des Bismarckschen Dictums, und der Heros erscheint auch mit andern wenig angenehmen Menschlichkeiten behaftet, die wir um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen gleichfalls nicht verschweigen wollen.

Schon vor 1864 schrieb Schneider einen Abschnitt seiner Denkwürdigkeiten, in dem es heißt: „War meine Erscheinung (als Vorleser in den Abendgesellschaften Friedrich Wilhelms IV.) in diesem neuen und bisher am preußischen Hofe in dieser Art nicht gekannten Verhältnisse vielen willkommen, die mir wohlwollten und meine anderweite Thätigkeit kannten, so mögen auch viele davon unangenehm berührt gewesen sein. . . . Zunächst machte ich diese Erfahrung an dem berühmten und gefeierten Alexander v. Humboldt, von dem mir General v. Rauch und andere Bekannte erzählten, daß er mir auf das entschiedenste abhold sei. Ich konnte das um so weniger begreifen, als der große Mann stets ungemein freundlich gegen mich war und sich anscheinend gern mit mir unterhielt. Ich fühlte aufrichtige Verehrung vor diesem Heros der Wissenschaft und Liebling meines königlichen Herrn. Es war mir immer, als stünde ich neben einer Unsterblichkeit, wenn er mit seiner gewinnenden Art wie in vertraulichem Gespräche das Wort an mich richtete. Aus dem schonungslosen Urtheil aber, das er über hochstehende Personen und selbst über ihm nahe Bekannte fällte, erkannte ich bald, daß ich in meinen Aeußerungen vorsichtig sein müsse, und ich fing an zu glauben, daß er auch gegen mich nur so lange freundlich gesinnt sei, als er mit mir sprach.“

Diese falsche Freundlichkeit und jene Abneigung war Schneider nicht recht erklärlich. Humboldt befand sich am königlichen Hofe in bevorzugter und glücklicher Stellung. Er war seit langen Jahren erst beim Kronprinzen, dann beim König Friedrich Wilhelm der ausschließliche Beherrscher des Gesprächs bei den

Abendunterhaltungen des Hofes gewesen. Jede Besprechung geistiger Dinge hatte sich um ihn als um ihren Mittelpunkt, ihren Anreger und Hauptvortragführer gedreht. Da er gut und mit einer ungewöhnlichen Treue des Gedächtnisses sprach, so redete er auch gern und viel, und so war es ihm etwas Ungewohntes und Unliebbares, wenn sich erst dann und wann, später regelmäßig einmal die Woche die Aufmerksamkeit eines ganzen Abends nicht auf ihn, sondern auf eine andere Persönlichkeit richtete, die über das bloß maschinenmäßige Vorlesen hinaus auch durch Gespräch, Erzählung und eigne Auswahl des zu Lesenden das Interesse des Königs fesselte, der doch nach Recht und Herkommen mit seinem Ohr einzig und allein ihm, Humboldt, gehörte. So ungefähr suchte der Verfasser anfangs den Aerger und den Widerwillen zu verstehen, die der große Mann nach Aussage Dritter gegen ihn empfand. Er ist indeß nicht sicher, daß er richtig gerathen. „Vielleicht,“ so meint er, „hatte ich auf irgend eine andere Weise sein Mißfallen verdient. Aber,“ fragt er, ohne sich die Frage beantworten zu können, „warum war er dann so freundlich gegen mich? Er, der berühmte, beneidete, mit allen Vorzügen überhäufte Mann, gegen einen unbedeutenden Menschen?“

Später, als die Barnhagenschen Aufzeichnungen von Ludmilla Assing veröffentlicht worden waren, begriff Schneider auch diese Freundlichkeit, und die Auflösung des Räthsels lautete: gewohnheitsmäßige Verstellung. Der Verfasser unsrer Memoiren kommt darauf bei Gelegenheit eines etwas peinlichen Vorfalles zu sprechen, den wir kurz mittheilen wollen, obwohl er mit Humboldt nichts zu thun hat. Alle Ostern übersendete die Berliner Porcellanfabrik, die bekanntlich Staatsanstalt ist, dem Könige eine Anzahl vorzüglich schön gemalter Ostereier von Porcellan, die der Monarch dann während der Feiertage an Mitglieber seiner Familie oder andere Personen seiner nächsten Umgebung zu verschenken pflegte. Nun war er einst an einem Ostertage allein nach Potsdam gekommen, hatte Schneider zu einer Vorlesung auf dem Stadtschlosse befohlen und dazu nur Offiziere einladen lassen. Nach dem Souper, an welchem der Vorleser theilnahm, wurde dem Könige ein Kasten mit zwölf solchen Porcellaneiern gebracht, weil die Zahl der Anwesenden gerade zwölf betrug. Jeder einzelne der Generale und Stabsoffiziere, welche am Tische saßen, erhielt ein solches Ei, auch der gleichfalls gegenwärtige Cabinetsrath Niebuhr bekam eins, nur Schneider ging leer aus. Als daher ein Ei übrig blieb, sah der König sich am ganzen Tische um, wobei er auch Schneider einen Augenblick fixirte, und dann sagte er: „Es ist noch eins übrig. Da, Niebuhr, Sie sollen zwei haben.“ Schneider gesteht, sich gewundert zu haben, daß er bei der Austheilung nichts bekommen. Das Ei, so meint er, wäre kein werthvolles Geschenk, wohl aber eine Aufmerksamkeit gewesen. Er versucht sich den sonderbaren Vorgang damit

zu deuten, daß alle anderen eingeladene Gäste, er aber der Diensthuernde war. Aber auch das scheint ihm bei dem sonstigen vertraulichen Verhältnisse des Königs zu ihm (von dem wir in dem Buche zahlreiche Beweise erhalten) „eine zu subtile Auslegung“. Er erzählt nun weiter: „Bei der Erwähnung des Cabinetsrathes Niebuhr kann ich nicht umhin, des eigenthümlichen Verhältnisses zu erwähnen, in welches sich derselbe während der Abendgesellschaften des Königs zu Alexander v. Humboldt stellte. Er war der Einzige, der es wagte, dem berühmten Gelehrten rücksichtslos zu widersprechen. Niebuhr war ein junger Mann, und die Bestimmtheit, mit der er in seinem gründlichen Wissen bei jeder Gelegenheit gegen den für unfehlbar gehaltenen Greis auftrat, hatte etwas Verlezendes. Allerdings war es auch mir einige Male vorgekommen, daß v. Humboldt über Dinge der märkischen Geschichte und über Theaterangelegenheiten mit großem Applomb Unrichtiges sagte; ich hätte mich aber, selbst ganz abgesehen von der Umgebung, nicht unterstanden, ihm zu widersprechen oder ihn berichtigen zu wollen. Niebuhr aber war in solchen und ähnlichen Fällen sofort, in Gegenwart des Königs und unaufgefordert, mit Aeußerungen wie: „Excellenz, das ist nicht so“ oder: „Das hängt anders zusammen“ bei der Hand, und das weitere Gespräch ergab dann auch gewöhnlich, daß Niebuhr Recht hatte. Aber selbst die Ueberzeugung, die man dadurch von seinem gründlichen Wissen gewann, milderte das Verlezendes seines Auftretens nicht.“

Schneider hat sich dieses Betragen Niebuhrs anfangs nicht zu erklären gewußt und nur gefühlt, daß es Humboldt ärgern und schmerzen mußte, ihn, der in diesen Kreisen seit Jahren fast allein das Wort gehabt und niemals Widerspruch erfahren, niemals erlebt hatte, daß jemand ihn des Irrthums überführte. Erst später klärte sich der Grund auf, der Niebuhr bewogen, so schroff und schneidend gegen den alten Herrn vorzugehen. „Er nannte den berühmten greisen Gelehrten einen ungründlichen Vielwiffer, der über alle möglichen Dinge, die er nicht genau kenne, sprechen müsse und sehr geschickt zusammenzuschreiben verstehe, was andere Leute gedacht und erfunden.“ — „Zu der Zeit, als ich in die Hofverhältnisse eintrat,“ fügt Schneider hinzu, „sahen mir dieses Urtheil ebenso ungerecht als anmaßend, später habe ich es erst verstanden, dann lauter auch von andern aussprechen hören, wozu aber wohl die Enthüllung des Charakters Humboldts durch die Barmhagensche Literatur beigetragen haben mag. Niebuhr war ein treuer Diener seines königlichen Herrn, v. Humboldt aber kein aufrichtiger und wahrer Freund seines unerschöpflich gnädigen gekrönten Freundes. . . . „Daß er falsch gegen jedermann und selbst gegen seine Freunde war, auch gegen die, mit welchen er im zärtlichsten Briefwechsel stand, weiß jetzt, nach den Veröffentlichungen der Uffing, die Welt, und dies ist unstreitig

eine der Ursachen, weshalb er so rasch vergessen und ihm kein Monument errichtet worden ist, wofür nach seinem Tode viele schwärmten.“

Schneider erzählt aber auch aus seiner eigenen Erfahrung sehr unerfreuliche Beispiele von dieser Falschheit des Mannes, den uns die Demokraten immer und immer wieder nicht bloß als großen Weisen, sondern auch als trefflichen Menschen rühmen. Wir haben gesehen, daß Humboldt ihm außerordentlich freundlich entgegenkam, daß jenem aber die Gunst, die Schneider beim Könige gewann, und der Umstand, daß er bald regelmäßig bei Hofe erschien und dann in den Abendgesellschaften die eigentliche Quelle der Unterhaltung war, mit Mißgunst und Verdruß erfüllten, die allmählich zu bitterem Haß gegen den Neuling in dieser bis dahin von ihm beherrschten Sphäre wurden. Schneider ahnte zuerst nichts davon. Auffallend war ihm allerdings die scharfe und boshafte Weise, mit welcher er über Personen urtheilte, die sich gleich ihm der Gunst des Königs erfreuten, aber „ich hatte,“ so fährt er fort, „wirklich zu große Ehrfurcht vor der außerordentlichen Erscheinung, als daß ich mich gegen irgend jemand darüber zu äußern wagte. Gleich das erste Mal, wo er sich mit solcher Malice, aber auch mit jener leisen Stimme und jener süß und verbindlich lächelnden Miene über den Geheimen Hofrath Tieck aussprach, stand ich starr und wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen dürfe. Der König hatte nämlich zu Potsdam in der Straße am Obelisken gegenüber der Mauerstraße das ehemalige Wittmeyersche Haus für Tieck zur Wohnung einrichten und deshalb mit dem Bildwerk einer lesenden Muse verzieren lassen. Tieck bezog diese Wohnung nur im Sommer, und als er während des Sommers von 1848 in Berlin bleiben mußte und es im Hinblick auf die damaligen schwierigen Verhältnisse in Sanssouci wünschenswerth erschien, für den Generaladjutanten v. Rauch eine Wohnung ganz in der Nähe des königlichen Wohnsitzes zu haben, schrieb der Hofmarschall Graf Keller an Tieck, um anzufragen, ob es sein Befinden gestatte, noch im Herbst nach Potsdam herüberzukommen; wenn nicht, so sei es wünschenswerth und nothwendig, daß ein Generaladjutant die Wohnung bezüge. Tieck äußerte sich ablehnend. Ich weiß aber nicht sicher, ob sich die Sache genau so verhalten hat; denn ich kenne den Hergang nur aus dem Munde v. Humboldts, und dieser brodirte seine Erzählungen ebenso fesselnd als, wie ich glaube, absichtslos. Unvergeßlich aber sind mir die Worte, mit denen er mir die abschlägige Antwort Tiecks mittheilte: „Was sagen Sie nur dazu? Schlägt der alte Narr dem Könige das ab. Es ist zwar kein Vorzug, wenn Sanssouci sich noch mehr mit Generaladjutanten bevölkert; aber er hätte doch bedenken sollen, daß Se. Majestät sich aus seinen Vorlesungen nichts macht, und daß er die Wohnung nur für ehemalige Verdienste erhalten hat.“

So sprach der Abgott der Demokraten von einem Manne, von dem man allem Anschein nach glauben mußte, Humboldt sei ihm mit innigster Neigung zugethan. Schneider gewöhnte sich später an diese hämische Unterhaltungsweise der Excellenz, konnte aber in seiner Arglosigkeit und bei seiner Verehrung vor Humboldt immer noch nicht fürchten, daß dessen Malice sich auch gegen ihn selbst richte. Erst nach Humboldts Tode und nach dem Erscheinen der Barnhagenschen Briefe bekam er den Beweis in die Hände, daß die Freundlichkeit des großen Mannes auch ihm gegenüber eine gezwungene und der Deckmantel von Uebelwollen und Geringschätzung gewesen waren. Schneider empfing damals von Karl v. Holtei in Breslau folgendes Schreiben:

„Unter den von Ludwig Tieck hinterlassenen Brieffschaften, welche ich auf den Wunsch seiner Tochter für den Druck ordne, befinden sich allerlei Morgenbilletchen Alexanders v. Humboldt, in denen es, wie Sie denken können, nicht an solchen fehlt, wo die Krallen aus den samntenen Raupspötchen herauskragen. Wiewohl ich nun weit entfernt bin, dergleichen Neckereien dem Herzen des großen Mannes anzurechnen, sondern sie vielmehr mit einer ihm zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheit*) entschuldige, bin ich doch fest entschlossen, alles wegzulassen, was den durch Barnhagen schon mehr als zu viel Verdächtigten noch weiterhin verdächtigen könnte. Ich zweifle nicht, daß er auch Ihnen, wenn er beim Könige mit Ihnen zusammentraf, stets nur das streichelnde Sammetspötchen gezeigt haben wird, sodaß Sie sich vielleicht durch heiliegende Spuren der Krallen unangenehm berührt fühlen. Jedenfalls ist es besser, daß diese kleine Persidie unter uns bleibt, und ich war schon vor acht Tagen, wo ich diese Zeilen dechiffrierte, entschlossen, sie Ihnen zu übersenden — zu beliebigem Gebrauche.“

Der heiliegende Brief Humboldts an Tieck lautete: „Theurer, verehrter Freund! Eine starke Erkältung, die mir die nothwendigen und häufigen Eisenbahnreisen zugezogen, hindert mich heute, Ihnen das Hohe Lied selbst zu bringen. Ich habe heute wieder auf mehrere Briefe und Correspondenzen des vortrefflichen Dr. Böttcher freundlichst geantwortet. Der Mann träumt poetische Vorlesungen, wo es sich um Sein und Nichtsein handelt, und wo die ‚größte Wonne‘ (wir hatten sie noch gestern) das jämmerliche Pathos und die bühnenhistorischen Späßchen des patriotischen und militärischen Schauspielers Schneider sind. Ich gehe unter. Sie rettet geistig Ihre Einsamkeit. Mit alter, unverbrüchlicher Verehrung Ihr Humboldt.“

Die Anführung der Anerbietungen eines Dr. Böttcher und der Ausruf des Königs: „Es ist meine größte Wonne, wenn Schneider uns etwas vorliest“,

*) Die aber doch wohl nicht in den Fingerspitzen oder der großen Zehe, sondern im Herzen Platz genommen hatte.

wiesen den nicht datirten Brief einem Tage zu, wo Humboldt Tags vorher seinen „theuren, unverbrüchlich verehrten Freund“ Tieck in der Unterhaltung mit Schneider einen „alten Narren“ genannt hatte. Wenn der Ton auf die Worte patriotisch und militärisch gelegt wurde, so weiß man, daß Humboldt weder Patriot noch ein Freund des Militärs war, und daß Schneider ihm deshalb noch neben seiner Eigenschaft als Concurrent doppelt verhaßt sein mußte. Wenn er ausruft: „Ich gehe unter“, so meint er seine frühere Alleinherrschaft über die Unterhaltung am Theetische des Königs. Als Schneiders Vorträge sich oft wiederholten, verhehlte er auch am Hofe sein Mißbehagen nicht. „Er begann zum Beispiel,“ so erzählen unsere Memoiren, „noch ehe ich hereingerufen wurde, einen für den König oder den Hof besonders interessanten Artikel aus einer mitgebrachten französischen Zeitung oder den Brief irgend eines berühmten Mannes an ihn vorzulesen, aber kaum war der Thee getrunken, so unterbrach ihn der König: ‚Das andere können Sie uns ja morgen mittheilen; heute liest uns Schneider etwas vor.‘ Auch während des Abendessens versuchte er einen andern Gegenstand zur Sprache zu bringen; sowie indeß die Couverts fortgenommen waren, kam auch schon die Aufforderung: ‚Nun, Schneider, fahren Sie fort!‘“ Was war natürlicher, als daß Schneider ihm unausstehlich wurde? Niemals aber ließ er dies merken. „Er sprach,“ erzählt unser Memoirenschreiber, „gewöhnlich spanisch mit mir, da er aus einem meiner Vorträge erkannt hatte, daß ich dieser Sprache mächtig sei, und es schien ihm eine ganz absonderliche Freude zu machen, sich in einem allen Nahestehenden unverständlichen Idioime über Personen der Gesellschaft, den wachhabenden Offizier, die Kammerherren und selbst über Höherstehende spöttisch zu äußern. Ich will ihm nicht nachahmen, sonst könnte ich in der That Unglaubliches erzählen. An Niebuhr hatte er nun seinen Mann gefunden“, und es scheint, als ob der König sich darüber gefreut hätte, wenn Humboldt in solchen Fällen vor den gelehrten Citaten Niebuhrs verstummen mußte.

Wenn Barnhagen gemeint haben sollte, Humboldt sei wenigstens ihm ein ehrlicher Freund gewesen, so würde er sich ebenso getäuscht haben wie die Vielen, die während seines Lebens diese Freundschaft für echt angesehen haben werden. Schneider schreibt: „Zu mir sagte v. Humboldt einmal: ‚Barnhagen treibt ja auch Russisch. Vielleicht will er bei den Russen seine diplomatischen Talente verwerthen, weil hier doch niemand etwas von ihnen wissen will.‘ Da ich Herrn Barnhagen v. Ense nicht kannte, so ging diese Aeußerung unbeachtet an mir vorüber. Als aber jene Humboldtsche Correspondenz mit ihm erschien, stand sie plötzlich vor meinem Gedächtniß, und ich fragte mich: Was kann den bevorzugten, beneideten, über alles Kleinliche so erhaben gestellten Mann zu solcher Doppelzüngigkeit und Perfidie bewogen haben?“

Wir haben viel Schlimmes über Humboldt nacherzählen müssen. Zum Schlusse wollen wir nicht verschweigen, daß Schneider gelegentlich auch ein Beispiel für das richtige Urtheil mittheilt, das Humboldt über hervorragende Zeitgenossen hatte. Er berichtet: „So scharfsinnig seine Urtheile über Verstorbene waren, so irrtümlich bewiesen sie sich öfters über Lebende. Namentlich trat das bei der Entwicklung des Kaisers Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche ein. Als dieser noch Präsident der Republik Frankreich war, nannte ihn Humboldt in Sanssouci bei mehreren Gelegenheiten: un imbécile — un rien — une incapacité consommée und blieb auch dabei, als ganz Europa auf diesen merkwürdigen Mann aufmerksam wurde. In solchen Fällen pflegte dann der König mit seiner unbeschreiblich liebenswürdigen Art zu sagen: „Davon verstehen Sie nichts, Humboldt, eine Zurückweisung, die dieser aber, wenigstens anscheinend (er bedurfte ja der Hoflust zum Leben), nie übel nahm, indem er mit vollster Geschicklichkeit des Hofmannes sogleich das Gespräch fallen ließ.“

Wir wissen jetzt, daß der König hier irrte, Humboldt dagegen richtig sah, und daß Schneider sich in dieser Beziehung über die Urtheile beider täuschte. Wir wissen es aus einer Quelle, der niemand ein unzutreffendes Verdicht über politische Persönlichkeiten nachsagen kann, aus den von Busch nachgeschriebenen Tischgesprächen Bismarcks in Versailles. „Ein Tiefenbacher — dumm und sentimental“ lautete die wohlmotivirte Ansicht des ersten Politikers der Gegenwart über den Exkaiser der Franzosen.

Zur Frage der Altersversorgungskassen.

Das Bestreben, die Einflüsse der Zufälligkeiten des wirthschaftlichen Lebens auf den Menschen und seine Lage aufzuheben oder doch auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen, zieht immer weitere Kreise. Zur Feuerversicherung ist die Hagel- und Viehversicherung getreten; dann kamen die Krankenkassen, und an sie reihten sich die Lebensversicherungsanstalten; nun tritt auch die Forderung auf, für die aus Altersschwäche oder sonstigen Ursachen hervorgehende Invalidität von Angehörigen der arbeitenden Klasse, sowie für etwaige Wittwen und Waisen derselben auf dem gleichen Wege Sorge zu tragen. An sich ist dieser Gedanke ja kein neuer; eine ganze Reihe derartiger Anstalten sind schon in deutschen Fabriken und zum Theil auch durch freiwilligen Zusammenschluß